

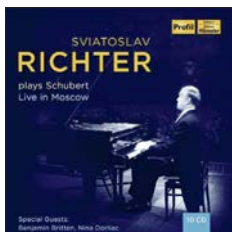
Simon Trpčeski

Für Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschrank.
Diesen Monat präsentiert der Pianist Simon Trpčeski drei Lieblingsaufnahmen.

Foto: Benjamin Ealovega



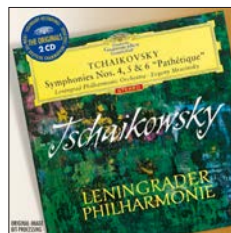
Simon Trpčeski, geboren 1979 in Skopje, ist der bedeutendste Pianist seiner mazedonischen Heimat. Er studierte bei Boris Romanov und war BBC New Generation Artist. Nach Jahren bei EMI/Warner und Onyx sorgt er neuerdings bei Linn Records mit dem Album „Makedonissimo“ für Aufsehen – mit Volksmusikbearbeitungen seines Ensembles Simon Trpčeski & Friends. Bestechend an Trpčeski ist nicht zuletzt sein voller, überaus dunkler Klavierton – der vielleicht dunkelste seit Radu Lupu. Trpčeski lebt in Skopje.



Ich muss nicht lange überlegen: Sviatoslav Richter, wenn er Schubert spielt. Warum nicht die Sonate Nr. 12 D. 960, live aufgenommen in Moskau? Richters Klang war ungewöhnlich für Schubert, weil er – so empfand ich es – dem Sprechen fast mehr verpflichtet schien als dem Gesang. Dies steigerte die Intensität. Schon als Kind war ich diesem Pianisten verfallen, den ich mit der frühen Beethoven-Sonate op. 2 Nr. 3 kennengelernt hatte. Ich selbst komme gewiss auch von der russischen Schule her, der Richter entstammt. Mein Lehrer Boris Romanov hatte bei Jacob Milstein studiert, von dem es seinerseits Aufnahmen mit Heinrich Neuhaus (dem Lehrer Richters) gibt. Was an Richter unfassbar gut war, sind seine Stimmungswechsel und überraschenden Wendungen. Darin war er einzigartig! Das macht ihm bis heute niemand nach.



Ich komme nicht umhin, noch zwingend einen weiteren Pianisten zu nennen: Dezső Ránki. Der freilich längst nicht so bekannte ungarische Pianist war mit Mozart-Sonaten, auch wenn das schon 30 Jahre her ist, absolut großartig hinsichtlich einer gewissen Leichtigkeit und Natürlichkeit. Es hat mich damals schlechthin umgehauen. Ich versuchte als junger Musiker so subtil und intim die musikalischen Stimmungen auszumalen wie möglich. Und dann das! Ránki steigerte allein durch zarten Anschlag den Ernst, besonders in den langsamen Sätzen. Neben Wilhelm Kempff ist er für mich eine Inkarnation pianistischer Eleganz. Von Kempff könnte ich gewiss mehr nennen, vor allem Brahms' Rhapsodien und Intermezzi. Er besaß wahre Autorität. Und Noblesse. Ach, es ist schwer für einen Pianisten, sich zu begnügen. Ich würde ebenso gern Arturo Benedetti Michelangeli, Pogorelich mit „Gaspard de la nuit“ oder Lazar Berman anführen, der das beste 3. Klavierkonzert von Rachmaninoff aufgenommen hat. Und: Gilels' 2. Tschaikowsky-Konzert, na klar!



Auch immer noch nicht veraltet: Die Tschaikowsky-Sinfonien Nr. 4 bis 6, dirigiert von Evgeny Mravinsky. Wie ist es bloß möglich, dass solch alte Kamellen immer noch aktuell sind?! Um Schmerz auszudrücken, hatte niemand ein reicheres Ausdrucksspektrum zur Hand als dieser Dirigent der 1960er-Jahre. Was für ein monumentaler Sound, ohne in Reichtum zu ersterben! – Ansonsten: Mussorgskys „Bilder einer Ausstellung“ unter Lorin Maazel, der Cellist Daniel Shafran, Rostropowitsch und Richter mit Beethoven. Ach, ich kann mich kaum entscheiden. Eigentlich fantastisch, wie viele gute Sachen es so gibt!

Musikalische Sprache

Das Lesen von Musikbüchern hat das FONO FORUM-Team geprägt. Dieses Mal erzählt Christoph Vratz, warum ihn Thomas Manns „Doktor Faustus“ so beeindruckt hat.

Es wird offen geschimpft und verdeckt gemunkelt. Motz-tiraden in buntem Einerlei. Was war passiert? Gymnasium Neuwerk, Stufe neun. Die Mitschüler aus der Parallelklasse maulen auf dem Flur, dass die Wände wackeln. Täglich folgt ein Bulletin des Leidens. Die Deutschlehrerin habe ihnen einen 700-Seiten-Schinken zur Lektüre aufgebrummt. Ja und? „Thomas Mann: Buddenbrooks“. Denkbar ungewöhnlich für eine neunte Klasse.

Davon irritiert und verstört, aber auch angelockt, möchte ich auch mal einen Blick in diesen Anlass des Aufruhrs werfen. Bis dahin waren die Abenteuer von TTKG und Agatha Christie die bevorzugten Tagesbegleiter. Nun also ruft der alte Konsul Buddenbrook, warten die ungleichen Brüder Thomas und Christian, wirft der Klavier spielende Hanno seinen Köder aus. Ich kaufe das Buch, lese. Bann und Begeisterung. Danach nie wieder TTKG.

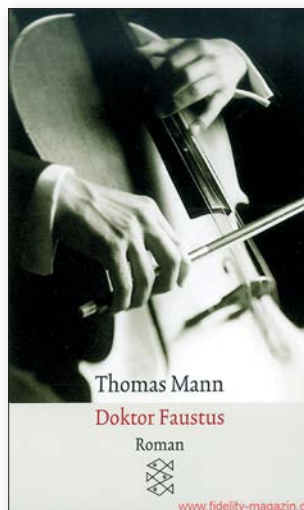
Anfang Januar 1988, ein knappes halbes Jahr später. Familien-Ausflug von Mönchengladbach nach Köln. Mieses Wetter. Zuflucht zu Kösel, der Buchhandlung am Dom. Im Taschenbuch-Sortiment entdecke ich „Doktor Faustus“. 16,80 DM. Soll ich mir das leisten? Langes Abwägen, bis mein Vater sagt: „Komm, ich zahl Dir das.“ Wieder zu Hause, das Wohnzimmer noch weihnachtlich tannenbaumerhellte, mache ich Bekanntschaft mit diesem eigenwilligen Erzähler und seinem Hang zum Gedrechseln, Serenus Zeitblom. Aber jedes Wort, so sehr es geschraubt scheint, hat seinen rechten Platz. Dieser Mensch fasziniert, weil er einen anderen faszinierenden Menschen porträtiert, einen Musiker, einen Komponisten, einen Sonderling: Adrian Leverkühn. Einer, der mit sich, mit der Welt und seiner Kunst ringt. Und wieder nehme ich, mehr unbewusst, etwas wahr, was mir schon bei der „Buddenbrooks“-Lektüre aufgefallen sein muss: die Freude an einer eigenwilligen Sprache, die auf ihre Weise fließt und musikalisch wirkt, ein kontrapunktisches Gespinnst aus Haupt- und Nebensätzen, in dem sich das eine so natürlich und selbstverständlich aus dem anderen ergibt.

Ein halbes Jahr später, im Juli 88, führt der sommerliche Urlaub erstmalig nach Zeeland, in ein niederländisches Idyll mit Knusperhäuschen und einem verwunschenen Garten, dessen hinterer Abschnitt von einem Kanal und einem großen Bau eingefasst wird. Dorthin verkrümle ich mich. Wieder dabei: „Doktor Faustus“. Zum zweiten Mal innerhalb weniger Monate beginne ich die Reise durch dieses verwegene Komponistenleben, in eine Welt, in der sich reale und fiktive Musik wie bedenkenlos mischen.



1994, Sommersemester. Aus dem Schüler ist ein Student geworden. In einem Seminar zum „Zauberberg“ steht die Verteilung von Hausaufgabenthemen an. Klar, es soll um „Fülle des Wohllauts“ gehen, um das Grammophon-Kapitel, die Zauberstunde des Musikhörens. Aber nicht nur. Auch die unausgesprochenen Musik-Bezüge geraten bei dieser Arbeit in den Fokus, noch ohne die Ambition, dass sich aus dieser Keimzelle meine spätere Abschlussarbeit entwickeln würde. Die handelt nicht mehr nur von Thomas Mann, sondern zieht einen weiteren Bogen: Wie haben Schriftsteller Musik in Worte überführt, wie werden Klänge mit rein sprachlichen Mitteln dargestellt? Wieder geht es um fiktive, erdachte Musiken und ganz reale, zimal gehörte, um Beethoven, Wagner & Co. Am Nachmittag des 9. September 2001 schreibe ich unter diese Arbeit mein Schlusswort, das eigentlich ein Vorwort ist – während gerade aus Amerika erste Schreckensnachrichten von brennenden Türmen eintrudeln.

Ich habe nicht ahnen, erst recht nicht wissen können, dass jener winterliche Ausflug nach Köln für den damals 16-jährigen irgendwie prägend wirken sollte. Der „Doktor Faustus“ ist daher für mich zu einer Art Symbol geworden. Er die Lust am Lesen weiter befeuert. Hat mir eine Schnittstelle von Wort und Musik eröffnet, die heute mein Leben bestimmt. Und dass es ausgerechnet Köln war, wo ich inzwischen lebe? Geschenkt. Ein Fohlen lebt auch unter Geißböcken ganz vergnügt...



Thomas Mann: Dr. Faustus – Taschenbuchausgabe (Fischer)